

VOM AUTOR VON
»DER PFERDEFLÜSTERER«

NICHOLAS EVANS

Roman

DIE WIR AM
MEISTEN LIEBEN

RL

rütten & loening

VOM AUTOR VON
»DER PFERDEFLÜSTERER«

NICHOLAS EVANS

Roman

DIE WIR AM
MEISTEN LIEBEN

RL

rütten & loening

Nicholas Evans

**DIE WIR
AM MEISTEN
LIEBEN**

Roman

Aus dem Englischen von Susanne Schädlich

 aufbau *digital*

Impressum

Die Originalausgabe mit dem Titel

The Brave

erschien 2010 bei Little Brown, New York.

ISBN E-Pub 978-3-8412-0367-0

ISBN PDF 978-3-8412-2367-8

ISBN Printausgabe 978-3-352-00815-3

Aufbau Digital,

veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, November 2011

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin

Die deutsche Erstausgabe erschien 2011 bei Rütten & Loening,

einer Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Copyright © 2010 by Nicholas Evans

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche

Zugänglichmachen z.B. über das
Internet.

Schutzumschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin
unter Verwendung eines Fotos von plainpicture / Arcangel

Konvertierung Koch, Neff & Volckmar GmbH,
KN digital - die digitale Verlagsauslieferung, Stuttgart

www.aufbau-verlag.de

Menü

[Buch lesen](#)

[Innentitel](#)

[Inhaltsübersicht](#)

[Informationen zum Buch](#)

[Informationen zum Autor](#)

[Impressum](#)

Inhaltsübersicht

SEMPER FORTIS

EINS

ZWEI

DREI

VIER

FÜNF

SECHS

SIEBEN

ACHT

NEUN

ZEHN

ELF

ZWÖLF

DREIZEHN

VIERZEHN

FÜNFZEHN

SECHZEHN

SIEBZEHN

ACHTZEHN

NEUNZEHN

ZWANZIG

EINUNDZWANZIG

ZWEIUNDZWANZIG

DREIUNDZWANZIG

VIERUNDZWANZIG

FÜNFUNDZWANZIG

SECHSUNDZWANZIG

SIEBENUNDZWANZIG

ACHTUNDZWANZIG

NEUNUNDZWANZIG

DREISSIG

EINUNDDREISSIG

DANKSAGUNG

Für meine Schwester Susan Britton

The free have lost what matters
The brave stay home in bed.
The white hat now bespattered
With the blood of needless dead.

Out heroes all are banished.
We rode them out of town,
The valiant who vanished
When the sun was going down.

Shane van Clois

›Men in white hats‹

SEMPER FORTIS

Der Junge folgte dem Wärter den Gang entlang, betrachtete den dicken, sich wiegenden Hintern, den Gürtel mit den Handschellen und dem Schlagstock und dem großen Schlüsselbund, das bei jedem Schritt rasselte.

Der blaue Hemdrücken des Mannes war verschwitzt, er wischte sich fortwährend mit der flachen Hand den Schweiß aus dem Nacken. In diesem Teil des Gefängnisses war der Junge noch nie gewesen. Die Wände waren nackt und weißgetüncht, es gab keine Fenster, nur fluoreszierende weiße Kästen an der Decke, die von innen mit toten Käfern gesprenkelt waren. Die Luft stand heiß, es roch nach Kohl. Er hörte entfernte Stimmen, jemand schrie, jemand lachte, das Klappern und Echo von metallenen Türen. Irgendwo im Radio liefen die Beatles, die neue Nummer eins, »A Hard Day's Night«.

Normalerweise fanden die wöchentlichen Besuche in dem langen Saal neben dem Warteraum statt. Fast immer war er das einzige Kind dort. Die Wärter kannten ihn mittlerweile und plauderten mit ihm, während sie ihn zu einer Kabine führten. Dann musste er dasitzen, durch das Trennglas starren und darauf warten, dass sie seine Mutter durch die Stahltür in der hinteren Wand einließen. Immer

waren zwei Wärter mit Gewehren da. Er konnte den Schrecken nicht vergessen, als er sie das erste Mal in dem hässlichen braunen Gefängniskleid und mit den Handschellen und Fußfesseln gesehen hatte, das Haar geschoren. Er hatte diesen Stich in der Brust verspürt, als würde sein Herz aufgebrochen, wie eine Muschel. Sobald sie eintrat, suchte ihr Blick seine Kabine, und sie lächelte, als sie ihn sah. Der Wärter brachte sie herüber, setzte sie vor ihn hin und nahm ihr die Handschellen ab, und sie küsste ihre Handfläche und legte sie an die Glasscheibe, und er machte es auch so.

An diesem Tag jedoch war alles anders. Sie durften sich in einem separaten Raum treffen, nur sie beide, kein Trennglas. Sie würden sich berühren können, das erste Mal seit bald einem Jahr. Und zum allerletzten Mal.

Wo auch immer ihn der Wärter hinführte – es war ein langer Weg durch das Gefängnis. Ein Labyrinth von Betonkorridoren mit einem Dutzend oder mehr vergitterten und doppelt verriegelten Türen. Endlich aber standen sie vor einer Stahltür mit einem kleinen Drahtglasfenster. Der Wärter drückte einen Knopf in der Wand, und das Gesicht einer Frau erschien im Fenster. Der Türöffner summte, und die Tür sprang auf. Die Frau hatte schweißglänzende Pausbacken. Sie lächelte.

»Du musst Tommy sein.«

Er nickte.

»Folge mir, Tommy. Es ist gleich hier.«

Sie lief vor ihm her.

»Deine Mama hat uns viel von dir erzählt. Junge, ist sie stolz auf dich. Du bist dreizehn, stimmt's?«

»Ja.«

»Ein Teenager. Wow! Mein Sohn ist auch dreizehn. Nicht ganz einfach.«

»Ist das hier der Todestrakt?«

Sie lächelte.

»Nein, Tommy.«

»Wo dann?«

»Denk jetzt nicht daran.«

Auf der einen Seite des Ganges befanden sich Stahltüren mit roten und grünen Lampen darüber. Vor der letzten Tür blieb die Frau stehen. Sie blickte durch den Spion, schloss auf und machte einen Schritt zur Seite, damit er eintreten konnte.

»Geh nur, Tommy.«

Die Wände in dem Raum waren weiß, es gab einen Metalltisch, zwei Metallstühle und ein einziges Fenster, durch das die Sonne fiel und ein Quadratgitter auf den Zementboden malte. Seine Mutter stand in der Mitte, ziemlich still, schützte die Augen mit der Hand vor dem Sonnenlicht und lächelte ihn an. Statt der Gefängnisuniform trug sie eine weiße Bluse und eine Hose.

Keine Handschellen oder Fußfesseln. Sie sah aus wie ein Engel. Als sei sie schon im Himmel.

Sie breitete die Arme aus und drückte ihn an sich. Es dauerte, bis einer von beiden in der Lage war, zu sprechen. Er hatte sich geschworen, nicht zu weinen. Endlich schob sie ihn von sich, betrachtete ihn, lächelte dann und strich ihm durchs Haar.

»Du musst zum Friseur, junger Mann.«

»Alle haben jetzt lange Haare.«

Sie lachte.

»Komm! Wir haben nicht viel Zeit.«

Sie setzten sich an den Tisch, und seine Mutter stellte ihm die üblichen Fragen: Wie war es in der Schule, wie lief die Mathearbeit in der letzten Woche, war das Essen in der Cafeteria jetzt besser? Er versuchte nicht nur einsilbige Antworten zu geben, zu klingen, als sei alles in Ordnung. Er verriet ihr nie, wie es wirklich war. Nichts von den Prügeleien in der Umkleidekabine, nichts darüber, wie die älteren Kinder ihn verhöhnten, weil er eine Mörderin zur Mutter hatte.

Als ihr keine Fragen mehr einfielen, saß sie nur da und sah ihn an. Sie nahm seine Hände und hielt den Blick lange gesenkt. Er sah sich im Raum um. Er war nicht so furchterregend, wie er ihn sich vorgestellt hatte. Er fragte sich, wo die Gasrohre und Ventile waren.

»Ist es hier?«

»Was denn, Liebling?«

»Du weißt schon. Ist das hier die Gaskammer?«

Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

»Nein.«

»Wo dann?«

»Ich weiß es nicht. Irgendwo da hinten.«

»Oh.«

»Tommy, ich wollte dir so vieles sagen ... Ich hatte eine ganze Rede vorbereitet.«

Ihr kurzes Lachen war unecht. Sie lehnte den Kopf zurück, und eine Zeitlang schien es, als könnte sie nicht weitersprechen. Er wusste nicht, warum, aber es machte ihn wütend.

»Aber ... ich habe alles vergessen«, fuhr sie fort.

Sie wischte sich die Tränen von den Wangen und schniefte, dann nahm sie wieder seine Hand.

»Ist das nicht komisch?«

»Du wolltest mir wahrscheinlich sagen, mich für den Rest meines Lebens zu benehmen. Gut zu sein, das Richtige zu tun und immer die Wahrheit zu sagen.«

Er zog seine Hand weg.

»Tommy, bitte -«

»Ich meine, was weißt *du* schon davon?«

Sie biss sich auf die Lippe und starrte auf ihre Hände.

»Du hättest ihnen von Anfang an die Wahrheit sagen sollen.«

Sie nickte, versuchte sich zu fassen.

»Vielleicht.«

»Natürlich hättest du das tun sollen!«

»Ich weiß. Du hast ja recht. Verzeih mir.«

Eine ganze Weile schwiegen sie beide.

Der Sonnenstrahl war an den Rand des Raumes gewandert. Goldene Staubkörner schwebten im Licht.

»Du wirst ein gutes Leben haben.«

Er lachte bitter.

»Doch, Tommy. Ich weiß es. Du wirst von Menschen umgeben sein, die dich lieben und die sich um dich kümmern –«

»Hör auf damit.«

»Wie bitte?«

»Hör auf, mir ein gutes Gefühl geben zu wollen.«

»Es tut mir leid.«

Er würde es für immer bereuen, dass er an diesem Tag nicht liebevoller zu ihr gewesen war. Er hatte gehofft, dass sie es verstehen würde. Dass er nicht auf sie wütend war, sondern auf sich. Auf seine eigene Ohnmacht. Wütend darauf, dass er sie verlor und nicht mit ihr sterben konnte. Es war nicht fair.

Er hatte keine Ahnung, wie lange sie so saßen. Lange genug, dass die Sonne am Fenster vorübergezogen und der Raum schattiger geworden war. Schließlich öffnete sich die

Tür. Die pausbackige Wärterin lächelte traurig und ein wenig nervös.

Seine Mutter presste die Handflächen zusammen.

»Nun«, sagte sie lächelnd. »Die Zeit ist um.«

Beide standen sie auf. Seine Mutter hielt ihn so fest an sich gedrückt, dass er kaum atmen konnte. Er spürte ihr Zittern. Sie nahm sein Gesicht in ihre Hände und küsste ihn auf die Stirn. Er aber konnte ihr noch immer nicht in die Augen sehen. Dann ließ sie ihn los, und er ging zur Tür.

»Tommy?«

Er drehte sich um.

»Ich liebe dich.«

Er nickte und wandte sich ab und ging.

EINS

Sie entdeckten die Spuren im Morgengrauen im feuchten Sand am Fluss, etwa eine Meile flussabwärts von der Stelle, wo die Planwagen für die Nacht eine Wagenburg gebildet hatten. Flint stieg vom Pferd, dem ulkigen, das vorne schwarz war und hinten weiß, als hätte jemand es mit Farbe besprüht und es sich dann anders überlegt. Flint kniete nieder, um sich die Spuren genauer anzusehen. Bill Hawks blieb auf seinem Pferd sitzen, beobachtete ihn und blickte sich hin und wieder zu dem mit Buschwerk bewachsenen steilen Hang hinter ihnen um. Sie waren sich sicher, dass die Indianer, die das Mädchen entführt hatten, sie beobachteten. Er zog seinen Colt, prüfte, ob er geladen war, und steckte ihn wieder in das Holster.

»Was glaubst du?«

Flint antwortete nicht. Für jeden anderen, auch für Bill Hawks, sahen die Spuren einfach nur aus wie Löcher im Sand. Aber Flint McCullough erzählten sie eine ganze Geschichte.

»Sie müssen im Wasser flussabwärts geritten sein, damit sie keine Spuren am Lager hinterlassen«, sagte Bill.

»Hier sind sie rausgekommen – das sieht man.«

Flint sah ihn immer noch nicht an.

»Ja, zumindest wollen sie, dass wir das denken.«

Er schwang sich wieder in den Sattel und lenkte das Pferd ins Wasser.

»Was meinst du damit?«

Wieder antwortete Flint nicht. Er ritt durch die seichte Stelle zur anderen Uferseite und etwa dreißig Meter weiter flussabwärts. Dabei suchte er jeden Stein und jedes Grasbüschel mit den Augen ab. Schließlich fand er, wonach er gesucht hatte.

»Flint? Hättest du was dagegen, mir zu sagen, was los ist?«

»Komm und sieh es dir selber an.«

Bill ritt hinüber. Flint war wieder abgestiegen, er hockte am Ufer und starrte auf den Boden.

»Verdammt, Flint, sag endlich, was du vorhast? Worauf warten wir noch? Holen wir sie uns.«

»Siehst du, hier, zwischen den Steinen? Noch mehr Hufspuren. Tiefere. Die auf der anderen Seite sind deutlich schwächer. Keine Reiter. Ein alter Shoshonentrück. Sie lassen ein paar Pferde laufen, sitzen zu zweit auf und schicken dich auf die falsche Fährte. So haben sie es hier gemacht.«

Bill Hawks schüttelte den Kopf, beeindruckt und ein wenig irritiert von Flints Scharfsinn.

»Wie viel Vorsprung haben sie?«

Flint blinzelte in die Sonne.

»Drei Stunden, vielleicht dreieinhalb.«

»Wie viele sind es?«

»Drei Pferde, fünf oder sechs Männer. Und das Mädchen.«

»Auf geht's.«

Flint stieg wieder auf sein Pferd, und die beiden ritten am Flussufer entlang.

»Tommy! Schlafenszeit!«

Seine Mutter rief aus der Küche. Sie kam immer zur falschen Zeit. Tommy tat so, als hätte er sie nicht gehört.

»Tommy?«

Sie erschien in der Tür, wischte sich die Hände an der Schürze ab.

»Es ist halb neun. Ins Bett mit dir.«

»Mom, das ist *Wagon Train*. Die Folge dauert eine Stunde.«

Sie blickte verwirrt. Der vertraute Geruch von Gin und Zigaretten wehte ins Wohnzimmer. Tommy lächelte sie engelhaft an.

»Es ist doch meine Lieblingsserie. Bitte.«

»Also gut, kleiner Racker. Ich bring dir deine Milch.«

»Danke, Mom.«

Flint hatte das kleine weiße Mädchen ein paar Tage zuvor entdeckt. Sie war allein durch die Wildnis gestreift. Ihr Kleid war zerrissen und blutbefleckt, und ihre Augen waren vor Angst weit aufgerissen. Der Major fragte sie

vorsichtig, was passiert sei, aber ihr hatte es offenbar die Sprache verschlagen. Flint sagte, sie müsse mit einem anderen Treck unterwegs gewesen sein, der auf eine Gruppe Shoshonen gestoßen war. Sie müsse irgendwie entkommen sein. Dann, letzte Nacht, hatten sich die Indianer ins Lager geschlichen und sie aus ihrem Bett geholt.

Aber Flint McCullough, zweifellos der tapferste und klügste Mann der Welt, würde sie finden, die Indianer töten und sie retten.

In dieser Episode trug Flint seine enge Wildlederjacke mit den Fransen an den Schultern. Tommy hatte natürlich die gleiche an. Nun ja, fast. Seine Mutter hatte ihm seine aus den beigefarbenen Stoffresten von den neuen Vorhängen im Schlafzimmer genäht, aber sie war viel zu groß, und, um ehrlich zu sein, Nylon-Velour sah ganz und gar nicht aus wie Wildleder. Immer noch besser als gar nichts. Und er hatte einen Hut und einen Waffengürtel mit Lederschnüren am Holster, die ein bisschen so aussahen wie Flints. Die schwarze sechsschüssige Peacemaker mit dem weißen Griff, die ihm seine Schwester Diane zum Geburtstag geschenkt hatte, sah so echt aus, dass Tommy dachte, er könnte damit eine Bank überfallen. Für dieses abendliche Abenteuer hatte er sie mit einer neuen Rolle Platzpatronen geladen, den hellblauen aus der weißen

Dose, die viel lauter knallten als die aus der roten von Woolworth.

Es war Anfang September, die Tage wurden kürzer. Die Luft, die durch das große Erkerfenster zog, war kühl und roch nach regennassem Staub und Äpfeln, die auf der Wiese verfaulten. Eine Amsel sang laut im alten Kirschbaum. Auf der Weide jenseits des Gartens rief eine Kuh nach ihrem Kalb. Tommy saß an einem Ende des riesigen neuen Sofas. Es hatte ein rot-grünes Blumenmuster, von dem einem schwindelig wurde, wenn man es zu lange anstarrte. Zum Sofa gehörten zwei passende Sessel, die so viel Platz einnahmen, dass man sich seitlich an ihnen vorbeizwängen musste, um zum Fernseher in der Ecke des Zimmers zu gelangen, der in einem Schrank mit Mahagonifurnier stand.

Das Haus war früher das Cottage eines Landarbeiters gewesen. Seine Eltern hatten einen hässlichen Anbau errichten lassen, aber trotz des einheitsstiftenden weißen Anstrichs schien der Ort mit sich uneins zu sein. Das Haus befand sich auf einem halben Hektar großen Grundstück auf einem sanften bewaldeten Hügel, von dem aus man das stetige Vordringen der Stadt beobachten konnte, denn die Farmer verkauften nach und nach ihre Äcker an Bauherren. Eine gewaltige vierspurige Schnellstraße von Birmingham nach Bristol war in Bau. Tommys Vater klagte oft darüber, dass die Gegend gar nicht mehr ländlich war.

Aber Tommy gefiel das Haus. Er hatte sein ganzes Leben hier gewohnt. Der Vorgarten bedeutete ihm nicht sonderlich viel. Er war zu klein und zu zivilisiert. Aber wenn man durch den Hintergarten hinausging, den verfallenen roten Steinpfad entlang, am alten Treibhaus und an den Himbeerbüschen vorbei, die mit löchrigen Vogelschutznetzen überzogen waren, fand man sich in einer weit weniger gezähmten Welt wieder. Und genau hier, wo das Heilkraut, die Nesseln und das Brombeergestrüpp zügellos wucherten und sich niemals jemand außer ihm hin verirrte, verbrachte Tommy die meisten seiner wachen Stunden. Das war seine Stadt, der heimliche Wilde Westen. Indianerland.

Er hatte ein paar Freunde an der kleinen Schule gefunden, die er seit drei Jahren besuchte, und manchmal ging er zum Spielen zu ihnen. Aber seine Mutter erlaubte es ihm nur selten, sie zu sich einzuladen. Tommy machte sich nicht viel daraus. Er wusste, die anderen Jungen fanden ihn ein wenig sonderbar und dachten, er habe nur Western im Kopf. Sie spielten lieber Räuber und Gendarm, und selbst wenn er sie dazu überredete, *Wagon Train* mit ihm zu spielen, gab es immer Streit, wer Flint McCullough sein durfte. Darum spielte Tommy lieber alleine. Außerdem, die besten Cowboys waren Einzelgänger.

Flints Gang hatte er bis zur Perfektion geübt. Er konnte auch nachahmen, wie der den Kopf neigte und eine Braue

hochzog, wenn er nachdachte oder sich hinkauerte, um ein paar Fährten zu lesen, oder in der Glut eines Feuers stocherte, um herauszufinden, wie alt sie war. Am verwilderten Ende des Gartens, auf der kleinen Lichtung, wo er das Brombeergestrüpp abgehauen hatte, besaß Tommy sogar ein eigenes Pferd; einen abgebrochenen Ast eines alten Ahorn mit Zweigen genau da, wo die Steigbügel sein müssen. Eine braune Strippe, die an anderen Zweigen befestigt war, diente als Zügel. Tommy schwang sich in den Sattel genau wie Flint, spielend oder ernst, je nach der Geschichte, die er im Kopf hatte.

Verborgene Dinge mussten auch nachgeahmt werden, Dinge, die für einen Achtjährigen nicht ganz leicht zu verstehen waren. Das waren die Dinge, die *im Inneren* vor sich gingen. Flint konnte den Charakter eines Mannes so scharfsichtig deuten wie Hufspuren im Staub. Er behielt seine Gedanken meistens für sich, lächelte selten und redete nur, wenn er etwas Wichtiges zu sagen hatte. Auf seinen einsamen Abenteuern übernahm Tommy diese männlichen Eigenschaften, während er die Titelmelodie summete oder die dramatischere Musik, wenn Indianer auf der Bildfläche auftauchten. Und wenn es die Handlung erforderte, redete er (laut, aber nicht so laut, dass ihn jemand, der die Straße hinter der Hecke entlanglief, hören konnte) in Flints gedehnter Sprache.

Nicht immer spielte er *Wagon Train*. Er war auch gerne Red McGraw aus *Sliprock*, der am schnellsten von allen ziehen konnte. Er stand wie Red bedrohlich vor dem Spiegel in seinem Zimmer, die Hand knapp über dem Colt, und sagte den Vorspann der Sendung auswendig auf:

In der Stadt Sliprock, dem gesetzlosen Herz des alten Westens, wo viele in Angst vor wenigen leben, kämpft ein Mann allein gegen die Ungerechtigkeit. Sein Name ist Red McGraw.

Manchmal, zur Abwechslung, war er Rowdy Yates aus *Rawhide* oder Cheyenne Body oder Matt Dillon. Maverick war auch in Ordnung, allerdings saß der zu oft in Saloons herum und trug komische Stadtkleidung. Tommy mochte lieber die in Wildleder, die durch die Steppe ritten, mit Indianern kämpften und Viehdiebe und Gesetzlose jagten. Ganz sicher spielte er niemals, nicht einmal als Leiche, einen dieser albernen, verweichlichten Cowboys, die zwei silberglänzende Colts und Pistolenholster ohne Beinriemen hatten wie Hopalong Cassidy oder The Lone Ranger. Wer nahm schon einen Revolverhelden ohne Beinriemen ernst? Am schlimmsten aber waren die *singenden Cowboys* wie Gene Autry oder der lächerliche Roy Rogers.

Seine Mutter kam zurück, ein Glas Milch in der einen Hand, einen Teller mit einem Stück Apfelkuchen in der anderen, eine neue Zigarette zwischen den Lippen. Ohne

den Blick vom Bildschirm abzuwenden, nahm Tommy ihr die Milch und den Kuchen ab.

Flint und Bill versteckten sich hinter ein paar Felsen und beobachteten das Lager der Indianer. Die Nacht war hereingebrochen, die Indianer waren am Feuer eingeschlafen, außer einem, der das kleine Mädchen bewachte, und sogar der sah aus, als ob er gleich einnicken würde. Das Mädchen war an einen Baumstamm gefesselt und sah ziemlich unglücklich aus.

»Vorsicht. Verschütte bitte nichts.«

Seine Mutter zog an ihrer Zigarette, blies den Rauch in Richtung Decke, blieb mit verschränkten Armen stehen und guckte eine Weile mit.

»Oh, das ist doch der Mann, der mir so gefällt, oder? Wie heißt er gleich?«

»Flint McCullough.«

»Nein, der Schauspieler, meine ich.«

»Mom, weiß ich doch nicht.«

»Robert irgendwas. Der sieht so gut aus.«

»Mom, *bitte!*«

In dem Moment, als Flint und Bill ihre Rettungsaktion starten wollten, setzte die Werbung ein. Tommys Mutter stöhnte und ging aus dem Zimmer. Werbung hielten seine Eltern für »gewöhnlich«. Achtbare Familien sahen nur BBC, den Sender, der so viel Geschmack bewies, keine Werbung zu senden. Tommy verstand das Problem nicht.

Eigentlich war die Werbung oft besser als das, was davor oder danach kam. Tommy kannte die Spots fast alle auswendig. Wie Diane war er immer schon ein guter Mime gewesen, und manchmal, wenn seine Eltern Besuch hatten, bat ihn seine Mutter, den *Strand*-Zigarettenmann zu spielen. Unter Protest und vorgetäuschem Widerwillen verließ Tommy das Zimmer. Wenig später schlenderte er wieder herein, trug den alten Filzhut seines Vaters und den Regenmantel, an dem er den Kragen hochgeschlagen hatte, und paffte schlechtgelaunt eine unangezündete Zigarette, die er aus dem Silberetui auf dem Kaffeetisch im Foyer genommen hatte. Dann sagte er: *Your're never alone with a Strand*. Er erntete stets Gelächter und manchmal auch Applaus. Als Zugabe – er hatte die Verkleidung noch an – bat seine Mutter ihn, Sergeant Joe Friday aus *Dragnet* nachzumachen.

O Mom, stöhnte er dann in gespielter Verlegenheit, woraufhin selbstverständlich ein bittender Chor ein *Ach, mach schon, Tommy, bitte!* anstimmte. Also setzte er ordnungsgemäß seine ernsteste, männlichste Miene auf und verkündete in Sergeant Fridays ausdrucksloser Art, dass die Geschichte, die sie gleich zu sehen bekämen, wahr sei, nur die Namen geändert wurden, um Unschuldige zu schützen. *The facts, ma'am, just the facts*.

Als Tommy den Kuchen aufgeessen hatte, hatten Flint und Bill die Sache so gut wie erledigt. Die Indianer wurden

allesamt erschossen oder flohen, das kleine Mädchen wurde gerettet, und als sie zur Wagenburg zurückkehrten, war ihr Daddy aufgetaucht. Er hatte einen Verband am Kopf, war aber sonst unversehrt. Vater und Tochter umarmten sich unter Tränen und setzten sich anschließend mit allen ans Feuer zum Abendessen. Es gab Bohnen und Speck, das Einzige, was Koch Charlie zuzubereiten in der Lage war.

Genau wie Flint angenommen hatte, war die Wagenburg von einem Trupp kriegerischer Shoshonen angegriffen worden, die das Mädchen als Squaw mitgenommen hatten. Aber Tommy war sich nicht sicher, was das genau zu bedeuten hatte. Wie dem auch sei, sie hatte ihre Sprache wieder gefunden, und alles endete mehr oder weniger glücklich, wie fast immer.

Tommy setzte seinen Cowboyhut ab, zupfte an der Krempe und starrte weiter wie gebannt auf den Bildschirm, bis die Titelmelodie und der Abspann vorbei waren.

»Tommy, komm jetzt«, rief seine Mutter aus der Küche.
»Mach schon! Dein Vater kommt jede Minute nach Hause.«
»Komme.«

Er trug das leere Glas und den Teller in die Küche, die erst vor kurzem *renoviert* worden war. Alle Flächen waren jetzt mit hellblauem Resopal überzogen. Seine Mutter stand am Herd, rührte in einer Pfanne und sah gelangweilt aus. Im Radio verkündete der BBC-Nachrichtensprecher,

dass die Russen eine unbemannte Rakete zum Mond schicken wollten.

Seine Mutter hieß eigentlich Daphne, aber sie hasste den Namen, darum nannten sie alle Joan. Sie war eine kleine, korpulente Frau mit molligen Armen und heller Haut, die sich rot färbte, wenn sie wütend war. Das geschah häufiger. Genau genommen sah ihr rotbraunes Haar immer wütend aus, besonders an Freitagen, wenn sie es hatte färben und in enganliegende, drahtige Locken legen lassen.

Tommy wusch sein Glas und den Teller in der Spüle ab und stellte beides auf das Abtropfbrett, wo die Zigarette seiner Mutter in einem Aschenbecher vor sich hinqualmte. Daneben stand ein Glas mit Gin Tonic. Sie schenkte sich immer genau dann den ersten ein, wenn im Radio Big Ben sechs Uhr schlug. Dieser Drink war wahrscheinlich ihr dritter.

»Wann kommt Diane nach Hause?«

»Spät. Sie nimmt den letzten Zug.«

»Darf ich aufbleiben?«

»Nein, das darfst du nicht! Du siehst sie am Morgen.

Los jetzt, ab mit dir.«

Diane war vierundzwanzig und lebte in London, in der Nähe der Paddington Station, wo sie sich das oberste Stockwerk eines großen alten Hauses mit drei anderen Mädchen teilte. Tommy war nur ein einziges Mal dort

gewesen, als seine Mutter mit ihm zu einem Arzt in der Harley Street nach London gefahren war. Diane kam fast jedes Wochenende nach Hause, und sobald sie auftauchte, war das Haus voller Sonnenschein und Freude. Sie hatte immer ein Geschenk für ihn dabei, irgendetwas Lustiges oder Außergewöhnliches und oft, jedenfalls nach Ansicht seiner Mutter, für einen achtjährigen Jungen völlig Unpassendes. Sie brachte die neuesten Schallplatten, nach denen jeder in London tanzte, oder den Soundtrack eines neuen Musicals, das sie gesehen hatte. Bei ihrem letzten Besuch war es *West Side Story* gewesen. Diane und er hatten die Platte wieder und wieder aufgelegt und so lange mitgesungen, bis sie jede Nummer auswendig konnten. Seither sang Tommy *I like to be an American*.

Diane war lustiger als irgendjemand auf der ganzen Welt. Sie spielte Leuten Streiche, auch vollkommen fremden. So rief sie an und tat so, als sei sie jemand anderer, und sie machte ungezogene Sachen, solche, die man als Erwachsene nicht mehr tat, wie zum Beispiel Salz und Zucker vertauschen oder einen Becher Wasser auf die Kante der Badezimmertür stellen, damit derjenige, der ins Bad ging, vollkommen nass wurde. Ihre Mutter bekam Wutanfälle (genau das wollte Diane erreichen), und ihr Vater senkte seine Zeitung, seufzte und sagte: *Diane, bitte. Soll das ein Vorbild für den Jungen sein? Können wir nicht versuchen, ein bisschen mehr Verantwortung zu zeigen?*